

Gruschka, Andreas

Der Anspruch der Vernunft, die Unvernunft der Verhältnisse und die Dekomposition der Handelnden. Über die zunehmende Schwierigkeit, "weder von der Macht der anderen noch der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen"

Pädagogische Korrespondenz (1997) 21, S. 32-53



Quellenangabe/ Reference:

Gruschka, Andreas: Der Anspruch der Vernunft, die Unvernunft der Verhältnisse und die Dekomposition der Handelnden. Über die zunehmende Schwierigkeit, "weder von der Macht der anderen noch der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen" - In: *Pädagogische Korrespondenz* (1997) 21, S. 32-53 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-89850 - DOI: 10.25656/01:8985

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-89850>

<https://doi.org/10.25656/01:8985>

in Kooperation mit / in cooperation with:



<https://pk.budrich-journals.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, veröffentlichen oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

ESSAY I

- 5 *Werner Sesink*
Entfremdung und Wert
Zur Aktualität Politischer Ökonomie der Bildung

DAS AKTUELLE THEMA I

- 23 *Jörg Ruhloff*
Bildung heute

ESSAY II

- 32 *Andreas Gruschka*
Der Anspruch der Vernunft, die Unvernunft der Verhältnisse
und die Dekomposition der Handelnden
*Über die zunehmende Schwierigkeit, »weder von der Macht
der anderen noch der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen«*

DER REFORMVORSCHLAG

- 54 *Rüpel*
Wann kommt der PÜV?

DISKUSSION I

- 64 *Petra Reinhartz*
Individualität und Autonomie – Hoffnung auf alte Ideen
oder Arbeit an neuen Hoffnungen?

DISKUSSION II

- 73 *Klaus Mollenhauer*
»Individualität und Autonomie«
Eine kleine Anmerkung zum Kommentar von Petra Reinhartz

DAS HISTORISCHE LEHRSTÜCK

- 76 *Eike Pulpanek*
Der männliche Hauptdarsteller im Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse

DAS AKTUELLE THEMA II

- 97 *Michael Willemsen*
Wie kultiviere ich die Freiheit bei dem Zwange?
Über den Freiarbeitsboom in den Sekundarschulen

GRUNDLAGENTEXTE

106 *Michael Tischer*

Laßt euch nicht irritieren!

Jürgen Oelkers als Restaurator des Formalismus in der pädagogischen Ethik

Andreas Gruschka

Der Anspruch der Vernunft, die Unvernunft der Verhältnisse und die Dekomposition der Handelnden

Über die zunehmende Schwierigkeit, »weder von der Macht der anderen noch der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen«

I

In diesem Essay geht es um die Spiegelung gesellschaftlicher Unvernunft in den Subjekten. Sie wurde in der PÄDAGOGISCHEN KORRESPONDENZ bislang vor allem als bürgerliche Kälte studiert. Der objektiv gegebenen Irrationalität der bürgerlich kapitalistischen Ordnung, nach der Natur wie die Menschen zum Verfügungsobjekt für ein ungehemmtes Partikularinteresse werden, korrespondieren die subjektiven Mechanismen für realitätskonformes Verhalten. Bürgerliche Kälte verhilft den Menschen dazu, die Spannungen zwischen ihren Erwartungen an gelingendes Leben und gerechte Lebensverhältnisse auf der einen und den Regeln des Betriebs, der sie zu Tätern oder Opfern falschen Lebens verurteilt, auf der anderen Seite zu ertragen. Unter den Bedingungen der Konkurrenz reduziert sich Subjektivität vor allem auf das clevere Verhalten Vereinzelter, den eigenen Vorteil zu suchen und dabei den Nachteil der anderen hinzunehmen oder zu verdrängen. Die Identifikation mit den Bedingungen ihrer Selbsterhaltung ist so stark, daß sie die Beschneidung und Verhinderung ihrer Erwartungen an gelingendes Leben weitgehend widerstandslos hinnehmen. Damit stehen sie fest im Leben.

In Heft 19 der PÄDAGOGISCHEN KORRESPONDENZ hatte ich zu zeigen versucht, wie vielfältig Kältestrategien realisiert werden und wie auf sie hin sozialisiert wird. Jede von ihnen erlaubt es, erfahrene Kälte in einer Weise zu verarbeiten, daß Menschen in der widersprüchlichen Realität handlungsfähig bleiben: Alle Strategien stehen gleichsam im Register für realitätsgerechtes, gesellschaftlich anerkanntes, zumindest als zulässig bewertetes Verhalten. Unter diesen Strategien finden sich auch solche, mit denen Heranwachsende in der Lage sind, sowohl die Norm für gelingende Sozialität – Solidarität – zu internalisieren als auch eine Brücke zur Praxis zu schlagen, von der sie wissen, daß in ihr solidarische Zuwendung kalkuliert werden muß. Das normativ Richtige gilt dann nicht mehr unbedingt für die Praxis. Manche behaupten von sich, sie könnten den Widerspruch zur Seite der Norm aufheben. Sieht man genauer hin, geht es lediglich um die »Idealisierung falscher Praxis«, die Täuschung darüber, mit der guten Absicht sei bereits das Falsche verhindert. Mit der Idealisierung macht sich das Subjekt Hoffnung darauf, die Norm unter den Bedingungen fortwährender falscher Verhältnisse verwirklichen zu können. Am Ende erweisen sich

alle bislang gefundenen Formen der Verdichtung von Kälteerfahrung funktional zur Reproduktion strukturell verursachter und verorteter Kälte. Gibt es deswegen kein Jenseits der Kälte, solange sie »Grundprinzip bürgerlicher Subjektivität« (Adorno) ist?

In der »Dialektik der Aufklärung« gibt es einen Hinweis, der der Rede von der Hermetik, der Unvermeidbarkeit der Kälte, zu widersprechen scheint. Unter der Überschrift »Gezeichnet« suchen ihre Autoren zu erläutern, wie es zur »Dekomposition der Subjekte« kommen kann, d.h. wie realitätsgerecht erscheinende Formen der Vermittlung der Widersprüche aufgekündigt werden. Unsere bisherigen Untersuchungen zur Kälte erklären, wie ihre Reproduktion erfolgt, sie sagen aber nichts darüber, wie es dazu kommt, daß Menschen – so das Beispiel im Text von Horkheimer/Adorno –, wenn sie älter werden, ihre zunächst mit Hilfe der Kälte aufrechterhaltene Identität als bürgerliche Subjekte zu verlieren scheinen und sie plötzlich wie desorientiert wirken. Es ist, als ob die Energie für die alltägliche Anpassung und die Unterdrückung der ihr entgegenstehenden moralischen Impulse verbraucht wäre, als ob die im Konkurrenzkampf schlecht sublimierten Triebregungen ein Ventil suchten. Jedenfalls verlieren die mit der Kälte aufgebauten Orientierungsmuster, die die Identifikation mit den Verhältnissen bislang erfolgreich besorgten, ihre Kraft. Lehrern etwa wird die Hoffnung, es sei ihnen möglich, erfolgreich zwischen ihren pädagogischen Normüberzeugungen und dem funktionalen Regelwerk der Schule zu vermitteln, als Illusion bewußt. Die Ernüchterung darüber wird als Burn-out wahrgenommen. Die positive Besetzung der bisherigen Anpassungsleistungen wird unmöglich. Oft setzt danach Fluchtverhalten ein: Hobbys etwa werden zu Fetischen für gelingendes Leben. Bei anderen läßt sich der Wechsel der Orientierungen beobachten, ein Positionswechsel, der die Widersprüche wegdefiniert (aus Fördern wird Fordern, aus Integrieren wird Differenzieren), so daß das Leiden an der unzureichenden Realität gelindert wird. Auch Zynismus als verbales Ausagieren an der widerspenstigen Realität mag manchem helfen. Jede dieser Auflösungen von Verunsicherung vermittelt den Eindruck von Mißlingen und von Zwanghaftem. Wer benötigt nicht solche oder ähnliche Krücken, um weiter mitmachen zu können? Dieser Zweck heiligt letztlich die Mittel.

Was aber ist mit denen, denen solche Auswege (zunächst) gleichsam versperrt bleiben? Auf die bisherigen Überzeugungen des Richtigen und Gerechten nunmehr zu verzichten, »realistisch« zu werden oder gar zu widerrufen, erscheint als unmöglich. Ihr Handeln wird unsicher und diffus: Sie proklamieren weiterhin ihre Überzeugungen, aber sie verhalten sich eklatant im Widerspruch zu ihnen. Sie werden unberechenbar. Was ihnen bislang in ihrer sozialen Selbstdarstellung gut gelang, mißlingt ihnen nun wiederholt. Am Ende reagieren diese Menschen so, daß ihre Umwelt sie in einer Lebenskrise sieht. Gleichzeitig verunsichern sie diese mit ihrem Verhalten, so als ob Ansteckung drohte. Die Dekomponierten agieren plötzlich irrational in ihren Erklärungen und Deutungen, sie scheinen den Kontakt mit der Wirklichkeit zu verlieren. Umgekehrt empfinden sich Dekomponierte ggf. als die einzig hellsichtigen und betrachten ihre Kritiker nun als die in Wahrheit Irrationalen und Unaufgeklärten.

Unter welchen Voraussetzungen Dekomposition entsteht und wie sie erklärt werden kann, soll in mehreren Anläufen entwickelt werden:

- Zunächst sei dargestellt und analysiert, wie Horkheimer und Adorno Dekomposition aufgreifen, wie sie diese an der Psychologie der Handelnden festmachen und sie anschließend auf die Irrationalität der herrschenden Vernunft zurückführen.
- Es folgen eigene Beobachtungen, mit welcher offensichtlicher Irrationalität mächtige Akteure auf strukturelle Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft reagieren. Gefragt werden soll: Zeigt sich darin die Dekomposition der Akteure oder wird lediglich die Unvernunft der Verhältnisse kenntlich?
- Auf die Hilflosigkeit der Akteure reagiert die Öffentlichkeit mit starker Verunsicherung. Diese wird – so meine Vermutung – nicht nur mit Kälte beantwortet oder nach jenen Mustern verarbeitet, die die analytische Sozialpsychologie mit den Abwehrmechanismen des Ich aufgedeckt hat, sondern eben auch mit Dekomposition. Zu fragen ist, ob die sich in ihr manifestierende Aufkündigung der Integration von Unvernunft dieser selbst etwas anhaben kann.
- Schließlich sei Dekomposition an einem Beispiel konkretisiert, an der Pädagogik und der Bildungsreform. Dabei soll provokativ dargestellt werden, wie die gegenwärtigen Bedingungen für akademische Bildung Dekomposition gerade bei denen fördert, die an ihren Überzeugungen festhalten wollen, ohne für sie noch einen Ort der Verwirklichung fixieren zu können.

Ob die Aufklärung über die Prozesse der Dekomposition der Ort für Selbsterziehung sein könnte und darüber vermittelt deren Dementi, bleibt eine offene Frage.

II

Im Kapitel »Aufzeichnungen und Entwürfe« am Ende der »Dialektik der Aufklärung« finden sich zwei Textstücke unter dem Titel »Gezeichnet«. Das erste sei vollständig zitiert:

»Im Alter von 40 bis 50 Jahren pflegen Menschen eine seltsame Erfahrung zu machen. Sie entdecken, daß die meisten derer, mit denen sie aufgewachsen sind und Kontakt behielten, Störungen der Gewohnheiten und des Bewußtseins zeigen. Einer läßt in der Arbeit so nach, daß sein Geschäft verkommt, einer zerstört seine Ehe, ohne daß die Schuld bei der Frau läge, einer begeht Unterschlagungen. Aber auch die, bei denen einschneidende Ereignisse nicht eintreten, tragen Anzeichen von Dekomposition. Die Unterhaltung mit ihnen wird schal, bramarbasierend, faselig. Während der Alternde früher auch von den anderen geistigen Elan empfing, erfährt er sich jetzt als den einzigen fast, der freiwillig ein sachliches Interesse zeigt.

Zu Beginn ist er geneigt, die Entwicklung seiner Altersgenossen als widrigen Zufall anzusehen. Gerade sie haben sich zum Schlechten verändert. Vielleicht liegt es an der Generation und ihrem besonderen äußeren Schicksal. Schließlich entdeckt er, daß die Erfahrung ihm vertraut ist, nur aus einem anderen Aspekt: dem der Jugend gegenüber den Erwachsenen. War er damals nicht überzeugt, daß bei diesem und jenem Lehrer, den Onkeln und Tanten, Freunden der Eltern, später bei den Professoren der Universität oder dem Chef des Lehrlings etwas nicht stimmte! Sei es, daß sie einen lächerlichen verrückten Zug aufwiesen, sei es, daß ihre Gegenwart besonders öde, lästig, enttäuschend war.

Damals machte er sich keine Gedanken, nahm die Inferiorität der Erwachsenen einfach als Naturtatsache hin. Jetzt wird ihm bestätigt: unter den gegebenen Verhält-

nissen führt der Vollzug der bloßen Existenz bei Erhaltung einzelner Fertigkeiten, technischer oder intellektueller, schon im Mannesalter zum Kretinismus. Auch die Weltmännischen sind nicht ausgenommen. Es ist, als ob die Menschen zur Strafe dafür, daß sie die Hoffnung ihrer Jugend verraten und sich in der Welt einleben, mit frühzeitigem Verfall geschlagen würden.«

Horkheimers und Adornos »als-ob«-Erklärung läßt sich im Sinne der Einleitung genauer fassen: Sie blicken wohl auf die Erwachsenen, die lange an ihren Hoffnungen festgehalten haben, nicht also auf diejenigen, die schon früh ihre Überzeugungen in Deckung mit ihren »Fähigkeiten« gebracht haben. Für diese dürfte die Gefahr plötzlich eintretender Dekomposition gering sein, denn sie stehen als 40- bis 50jährige in der Kontinuität ihres Lebens. Was sie in diesem Alter dennoch heimsuchen mag, hat die Populärpsychologie etwa 25 Jahre nach Veröffentlichung der »Dialektik der Aufklärung« weitgehend unbegriffen als Krise der Lebensmitte unter die Leute gebracht und damit als Thema von Aufklärung verschenkt. Diskutiert wurde die Midlife-crisis als eine der Identitätswahrung angesichts erfüllter und zugleich in der Erfüllung schal werdender Hoffnungen: Man hat erreicht, wofür man gekämpft hat, es geht nicht mehr aufwärts und damit haben sich auch die Mittel verschlissen, mit denen sich die Person offensiv und aggressiv auf die Umwelt einzustellen vermochte. Wir kennen Menschen in dieser Krise: Sie reagieren verunsichert, ggf. zerstören sie ihre Ehe, »ohne daß die Schuld bei der Frau läge«.

Die Differenz zu dem, was Horkheimer und Adorno wohl im Sinn hatten, wird nicht zuletzt durch das von Psychologen empfohlene Therapeutikum für die Midlife-crisis deutlich. Überwunden werden solle danach die Krise, indem für die folgende Phase neue Entwicklungsaufgaben fixiert und angegangen werden: etwa erfolgreich beruflich zu agieren, nun nicht mehr für die Karriere, sondern aus sachlichem Interesse, vielleicht in einem anderen Feld. Andere Aktivitätszentren sind zu finden: Man solle sich auf die Großvaterrolle vorbereiten, den Ehepartner neu entdecken usw. Das wird aus »Psychologie heute« wiedergegeben, um deutlich zu machen, wie oberflächlich die Umdeutung von Dekomposition in Midlife-crisis den gesellschaftlichen wie den psychologischen Gehalt des Problems trifft. Wer etwa nach vielen Jahren der Kämpfe seine berufliche Spitzenposition erreicht hat und darüber nun in eine Depression verfällt, zeigt, daß er seine berufliche Identität wesentlich auf den Existenzkampf bezog. Nun leidet er vielleicht darunter, daß es zweck- und damit sinnlos geworden ist, Karriereriten zu kultivieren. Mehr als nur ein Anlaß zur Umorientierung der Rolle erwächst daraus erst, wenn zu Bewußtsein kommt, daß sowohl der Kampf als auch die Identifikation mit dem Ziel die eigene Person deformiert hat und daß beides im Gegensatz zu den »Hoffnungen« steht. Die meisten der am Ziel Angekommenen mögen dort zwar »verrückte Züge« annehmen, aber an ihrer Funktionstüchtigkeit rüttelt das noch nicht. Diese legen sich wie ein Ornament über sie. Den Manager mag die Angst beschleichen, daß er nun vom Jäger zum Gejagten wird. Diese Veränderungen brechen aber nicht mit der bisherigen Handlungsrationaltät, sondern sie verlangen lediglich einen Perspektivenwechsel und mit ihm die Entfaltung der Position, die bis dahin bloß als Durchgangsstadium wahrgenommen wurde. Der alte Sinn des Handelns kehrt auf diese Weise zurück! Nach unten ist zu treten und Nachdrängende sind wegzubeißen. Die inhumanen Züge des Verhaltens unter Bedingungen der ungebremsen Konkurrenz bewähren sich erneut. So dürfte es den

meisten ergehen. Andere steigen aus und um. Empirische Studien und Reportagen über das Leben nach der Midlife-crisis berichten vor allem von Geschichten über gelungene Neu- und Umorientierungen: Die Krise wird als Chance dargestellt! Wenig beachtet wird dagegen ihre normale Auflösung, im Weitermachen wie bisher.

Horkheimer und Adorno handeln weder von der Chance noch von der Reintegration, sondern von einer tiefgehenden Beschädigung: abgelesen an einem aktuellen Symptom, einem Verweis auf die nun deutlich werdenden Anpassungskosten und an der lähmenden Last für die weitere Lebensführung. Die Sinnkrise, die zur Dekomposition führt, erscheint als eine, in der bohrend die Zweckrationalität des bisherigen Verhaltens befragt wird, so daß eine munter betriebene Neuorientierung ausgeschlossen bleibt. Horkheimer und Adorno teilen nichts darüber mit, wie bewußt sich das Subjekt seiner Dekomponiertheit werden kann und inwiefern es sich überhaupt der Sinnkrise stellt. Was in der Außenperspektive evident erscheint, bleibt in der Innenperspektive wohl häufig verborgen, eben mit der dargestellten Symptomatik.

Das verschärft die Frage danach, wie es dazu kommen kann, daß plötzlich das, was einer mit großer Energie betrieb, ihm nun als falsch und sinnlos bewußt wird bzw. als solches erlebt wird. Horkheimer und Adorno deuten es in dem zitierten Text wie die Rache eines Wiederkehrenden: der Erinnerung an die Hoffnung der Jugend. Mit dieser muß mehr gemeint sein (können) als die Hoffnung auf Karriere. Mit ihr ist wohl so etwas wie ein moralisches Motiv zu unterstellen, eine gesellschaftliche Erwartung oder ein sozialer Impuls der Jugend, mit dem man sich gerade nicht »in der Welt einleben« wollte, sondern sich vornahm, diese zu verändern. In der Welt Horkheimers und Adornos war es für einen bürgerlichen Jugendlichen selbstverständlich, erwachsen zu werden auch durch die moralische Abgrenzung von den bramarbasierenden Onkeln, Lehrern, Chefs. Auf diese wurde mit der Entwicklung eigener Ideale geantwortet. Nun ist man selbst ein solcher Lehrer und Chef geworden, und davon drängt etwas ins Bewußtsein. Damit es aber zum Empfinden einer Krise kommt, muß das Aufbrechen der Differenz zwischen dem Sinn vergangener Hoffnungen und der Sinnlosigkeit des erfolgreichen Einlebens in den Erfahrungshorizont des Menschen im Alter von 40 bis 50 Jahren treten.

Deren Hoffnungen werden nicht einfach dispensiert worden sein, als es darum ging, sich einzuleben. Die Menschen werden vielmehr versucht haben, ihre Lebensführung und dabei insbesondere ihre berufliche Laufbahn als Mittel zu verstehen, mit der auch die Erfüllung der Hoffnungen möglich werden sollte. Nun wird das als Rationalisierung der Anpassung erlebt, und der Lohn der Anpassung verliert seinen identitätsstiftenden Wert. Die narzißtische Energie, die das Selbstbild vom kämpferisch sich erschaffenden und erhaltenden Subjekt entband, ist verbraucht. Dem Handelnden wird bewußt, was er bis dahin mehr oder weniger erfolgreich verdrängt hat, daß nämlich die Kraft der Subjektivität nur die zur Anpassung an das Heteronome, den eigenen Hoffnungen Widersprechende war. Die Rationalität, die im Objekt der Anpassung, den gesellschaftlichen Strukturen, liegt, ist mit der jugendlichen Idee autonomen Handelns, der Emanzipation von Herrschaft nicht zu vereinbaren.

Deswegen rächt sich nicht schlicht der Verrat an den Hoffnungen der Jugend. So verstanden käme es allein zu einer entwicklungspsychologisch bedingten Erinnerung an das Ideal, das in der Form des schlechten Gewissens sich zurückmeldet. Im Zusatz

zu ihrem ersten Text machen Horkheimer und Adorno deutlich, warum das Ideal nicht gegen die Wirklichkeit auszuspielen ist. Sie sind beide ihrem Wesen nach miteinander in einer Person vermittelt. Autonomie erwächst nicht in der praktischen Negation der Heteronomie, sondern erst im Durchgang durch sie, womit autonomes Verhalten durch heteronomes bestimmt bleibt. »In der Selbständigkeit und Unvergleichlichkeit des Individuums kristallisiert sich der Widerstand gegen die blinde, unterdrückende Macht des irrationalen Ganzen. Aber dieser Widerstand war historisch nur möglich durch die Blindheit und Irrationalität jenes selbständigen und unvergleichlichen Individuums.« So folgt daraus, daß der in der Dekomposition erscheinende »Zerfall der Individualität [...] auch Zweifel an ihrem positiven Wesen« weckt. Denn das »Unrecht, das dem Individuum widerfährt, war in der Konkurrenzphase dessen eigenes Prinzip«. Emanzipation wurde real allein durch die Inkorporierung von Herrschaft, gegen die sie zugleich aufbegehrte. Das hat Individualität im innersten so geprägt, daß sie entweder in der Kälte als erfolgreicher Anpassung oder in dem abweichenden Verhalten des Dekomponierten aufgeht. In jenem Fall besteht sie in der eigensinnigen Identifikation mit dem Heteronomen als Vermittlung von Ideal und Wirklichkeit, in diesem darin, daß diese Vermittlung sich nach Horkheimer und Adorno in Schrullen wie dem Geiz (der dekomponierten Form der Beziehung zum festen Eigentum), eingebildeten Krankheiten (dem entsprechenden Ausdruck für reflexionslose Selbsterhaltung) oder geistiger Konfusion auflöst. Der Ausgangspunkt für beide Formen ist nicht der Mangel an subjektiver Kraft, sondern deren Ohnmacht gegenüber der Logik des Systems, auf das die Selbsterhaltung geeicht ist. In diesem ist die Verwirklichung des Ideals verbaut, und gleichzeitig bleibt das Ideal für die Rechtfertigung des Systems unverzichtbar. Das verurteilt beiderlei Verhalten zur Irrationalität. Während Anpassung die Deformation des Subjekts nicht evident werden läßt, fällt sie beim Dekomponierten sofort auf.

Dessen Form der Irrationalität wird nicht so sehr in einem bestimmten Lebensalter von 40–50 Jahren virulent – wie Horkheimer/Adorno es nahelegen. Es mag eine besondere Anfälligkeit in diesem Alter geben, eben im Sinne des anstehenden Perspektivenwechsels. Entscheidend dafür, daß es zur Dekomposition kommt, dürfte nicht das Alter, sondern die gesellschaftliche Lage sein, in der die Menschen handeln. Ohne die Reflexion darauf, wie stark sie durch evidente Irrationalität oder die Hoffnung auf gesellschaftlichen Fortschritt geprägt ist, blieben die Hinweise Adorno/Horkheimers also zu sehr auf die Psychologie bezogen. Dekomposition, die Strafe dafür, daß man die eigenen Hoffnungen verraten hat, trifft das Subjekt nicht mit der Regelmäßigkeit, mit der die Psychologie der Lebensspanne »kritische Lebensereignisse« postuliert. Eine entsprechende Normalbiographie der Menschen in der Gesellschaft wäre eine unhistorische Generalisierung. Wenn hier behauptet wird, es gebe eine zunehmende Verbreitung und Schwere der Dekomposition, so verweist das auf die Situation der Zeit. Der Impuls für die Dekomposition kommt von außen, aus der Verzweiflung und der Hilflosigkeit gegenüber der Unvernunft der Verhältnisse.

III

Die gegenwärtige Entwicklung der Ökonomie, der Politik, der Bildung, der Kultur scheint vor allem durch eine Dynamik zum Negativen gekennzeichnet zu sein. Sie

folgt weitgehend aus der strukturell verankerten Irrationalität unserer kapitalistischen Wirtschaftsweise. Trotz der ungeheuren Entfaltung der Produktivkräfte können immer weniger Menschen in den entwickelten Ländern sicher sein, zukünftig ihre Lebensbedürfnisse zureichend befriedigen zu können. Der »Wohlstand der Nationen« wird für sie zu einer existentiellen Gefahr.

Daß das Ganze irrational aufgebaut sein könnte, lesen viele schon daran ab, mit welchen Parolen Politiker und Manager die Gesellschaft aus der Krise der Ökonomie herausführen wollen. Wir werden allenthalben zum Kopfschütteln ermuntert. Es heißt z.B.: Wenn die Arbeiter der Automobilindustrie sich nicht auf ein Lohn- und Lohnnebenkostenniveau zubewegen, wie es in den Billiglohnländern (am günstigsten das der Inneren Mongolei?) erwartet werden kann, gehen die hiesigen Arbeitsplätze ggf. dorthin; und die produzierten PKW ins nirgendwo? Auf Bilanzpressekonferenzen wird verkündet, wie Vorstandsvorsitzende ihre Verantwortung zukünftig für die Gesellschaft sehen, nämlich ausschließlich als solche gegenüber der Gesellschaft der Aktionäre: Unternehmensbereiche, die nur durchschnittlichen Gewinn erzielen, werden verkauft (an den, der eine schlechtere Bilanz ausweist?), damit die Aktienbesitzer besser bedient werden (am Ende steht nur noch der Gewinn, nicht mehr die Aktivität des Unternehmens?). Der »Spiegel« (11.8.1997) bereitet seine Leser auf die »kreative Zerstörung« von Großkonzernen als Lösung der gegenwärtigen Arbeitsplatzkrise vor. Prof. Romer von der Stanford-Universität wird u.a mit einem solchen Relaunch von Schumpeters Theorie zum Nobelpreiskandidaten hochgejubelt. Jeder sozialpolitische Einschnitt der jüngsten Zeit wurde von der Regierung als aktive Arbeitsmarktpolitik ausgegeben. Man versucht den Eindruck zu erwecken, die Schnitte in das soziale Netz würden per se Arbeitsplätze schaffen (Warum das Netz dann nicht gleich zur Arbeitsbeschaffung der Millionen ganz abschaffen?). Damit die Kranken zukünftig eine bessere und gesicherte Versorgung erhalten, sollen sie mehr für diese bezahlen; eine bezwingend einfache Logik vor allem für die, die als sozial Schwache nicht zahlen können, weil sie nicht verdienen wie die »Besserverdienenden« oder für solche, deren Lohn im Krankheitsfall nicht weitergezahlt wird. Bildungspolitiker erklären: Angesichts des durch Lehrermangel verursachten Ausfalls von Unterricht muß der erteilte in seiner Qualität gesteigert werden. Zur weiteren Verbesserung der Situation sei es von daher geraten, eine weitere Reduktion des Unterrichts in der Berufsschule vorzunehmen. Weniger ist also immer mehr! Modernisierer im Bildungsbereich fordern: Schulen an das Internet! »Wissen schafft Wachstum« (Romer), und Informationstechnik hat es bereitzustellen und zu verbreiten. Die technische Erfüllung des Traums von der uneingeschränkten Kommunikation ist greifbar geworden: Jeder kann über alles an jedem Ort zu jeder Zeit sprechen. Wer im Internet nicht gezielt nach Informationen sucht (die er auch auf traditionellem Weg erhalten und austauschen könnte), sondern sich über die Angebote informieren-will, versinkt im Ozean der Möglichkeiten oder steht im Stau der Datenautobahn. Den sich auf diese Weise lächerlich machenden Visionären steht eine Pragmatik der Politik gegenüber, die selbstgenügsam ihre Rituale pflegt, anstatt »etwas zu bewegen«. Mit solchen Erfahrungen drängt sich den Menschen die Beklemmung auf, sie seien am Ende umstellt vom alltäglichen Wahnsinn des Betriebs in Ökonomie, Politik, Kultur.

Gegen die grassierenden Ängste wird Vertrauen in die Zukunft gepredigt, bevor-

zugt von den Überzeugungstätern eines Partikularinteresses, verstärkt durch ihre Herolde in den Medien sowie von Politikern. Sie müssen die Wahrheit verbiegen, denn sie glauben, nur so ihre Macht als Mitspieler bewahren zu können, während sie in Wahrheit mit leeren Händen dastehen. Das Zwanghafte der Identifikation mit dem Betrieb der Politik erwächst dabei dialektisch aus der erfahrenen Ohnmacht, die in ihrem Spiegelbild als Macht Gestaltungsfähigkeit verspricht. Wenn man nicht sieht, wie man mit produktiver Arbeit den Gewinn der Company verbessern könnte, versucht man es eben mit möglichst wenig Arbeit: an den Börsen der Welt. Wo Politik und Verwaltung keine Mittel zur Verfügung stehen, die Arbeitslosigkeit – nach des Kanzlers Wort – in den letzten Jahren dieses Jahrtausends zu halbieren, muß man ersatzweise das, was man tut, als Lösung des Problems verkaufen, es sei denn, man wollte nach der Erklärung der beschränkten Handlungsräume zurücktreten. Wer dazu nicht bereit ist, den verurteilt das Weitermitmachen dazu, die objektiv gegebene Unvernunft in der eigenen Praxis so zu managen, daß sie dort möglichst nicht zu Protest geht. Für den Politiker folgt daraus die verzweifelte Suche nach populistischen Ersatzthemen zur Sicherung seiner Wiederwahl, für den Wirtschaftsführer aus ähnlichen Gründen die Konzentration auf das Aktionärsinteresse. Das Scheitern beider an der hier als Beispiel zitierten Aufgabe der Arbeitspolitik muß die Handelnden beschädigen.

Dieser Schaden läßt sich nicht leicht beschreiben. Manager wie Politiker fühlen sich auf der Höhe der Aufgaben ihrer Zeit. Sie müssen an sich glauben, auch wenn sie eine Belegschaft abwickeln oder ein Sparprogramm durchsetzen. Wie sie auftreten, werden sie nicht durch Insuffizienzgefühle gepeinigt, gar sich dekomponiert vorkommen. Selbst wenn sie Nachdenklichkeit befällt, bleibt ihnen die Disziplinierung durch die Rechtfertigung, den Systemimperativen zu folgen. Zu diesen gibt es keine Alternative. Wer »Sachzwänge« beachtet, kann das sogar, weil es gegen die Stimmung in der Öffentlichkeit gerichtet ist, als Pflichterfüllung ausgeben. Beim Zwanghaften bleibt es dennoch, da der Manager – wie in unserem Beispiel – getrieben ist, Menschen freizusetzen, für deren Arbeitsplätze er als Arbeitgeber sorgen sollte. Dagegen wird Rationalisierung als vernünftig im Sinne der Systemimperative und der Sorge erklärt, weil erst die Freisetzung der Rationalisierungsoffer, die Arbeitsplätze der Überlebenden sichere. Bei der Bilanzpressekonferenz kommt dann heraus: Gesichert wurde zunächst lediglich der »shareholder value«. Diese Unternehmenspolitik wird in ihrer Irrationalität evident, sie liefert keine Problemlösung. Diese Widersprüche hinterlassen bei den Entscheidungsträgern ihre Spuren. Das Mißlingen wird nach innen mit den despotischen Allüren oder den Einschwörungsritualen der Manager gegenüber den Mitarbeitern des Unternehmens ausagiert, wie es in krasser Form von zwei Führern der Automobilunternehmen, dem Chef von Volkswagen und dem von Opel, jüngst in den Wochenblättern berichtet wurde. Daher erklärt sich vielleicht auch das Irre mancher Auftritte von Politikern: Wir haben kein Haushaltsdefizit, sondern 4,5 Millionen Arbeitslose, verlautete im Mai 97 der Finanzminister; vielleicht damit sein sozialdemokratischer Nachfolger erklären wird: Wir haben nicht 6 Millionen Arbeitslose, sondern ein Haushaltsdefizit? Beides ist so richtig wie unsinnig. Der in solchen Reaktionen sich ausdrückende Gehorsam gegenüber der Funktionserfüllung und Rollendarstellung koppelt sich ab von jeder Vorstellung vernünftiger Praxis.

Diese verlangte nicht zuletzt die Bereitschaft zu einer kritischen Kontrolle des eigenen Handelns an der Realität, eine Beziehung der eingesetzten Mittel zu den postulierten Zwecken. Zu dieser Kontrolle kommt es nicht mehr, wenn, was geschieht, schon deswegen als das Vernünftige ausgegeben wird, weil es das Einzige ist, was geschieht. Auf das Unverständnis des Publikums reagieren die Wirtschaftsführer mit dem verzweifelten Selbstbewußtsein, als einsame Akteure der Avantgarde zu handeln. Von außen mag man das als Wahnvorstellung bewerten und diesen Eindruck an den angedeuteten sekundären Verhaltensweisen festmachen. Erst wenn sie scheitern wie Edzard Reuter, erreicht sie die Kritik; die Amtsinhaber immunisieren sich gegen sie.

Je hermetischer und damit auswegloser der Weg der Modernisierung wird, desto schwieriger dürfte es auch den von ihr verschreckten Betroffenen und Beobachtern fallen, klaren Kopf zu bewahren, zu verstehen, was passiert, gar gegen die Unvernunft Rationalität praktisch geltend zu machen. Analytische Distanz kann nur der halten, der aus der sicheren Position erfolgreicher Anpassung (etwa als beamteter Intellektueller) die Beobachterperspektive einnimmt und in ihr aufgeht. Luhmann ist darin unser aller Meister. Die reflexiv aufgearbeitete Unvernunft wandelt dieser Beobachter um in die Beschreibung der Möglichkeiten und Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit.

Wem diese Variante leidenschaftlicher Leidenschaftslosigkeit nicht gegeben ist, wer Einspruch gegen die Systemlogik einlegen will, auch wenn er sich darin inzwischen fast altmodisch vorkommen mag, der verzweifelt vielleicht, sei es an der Aussicht auf ein »Ende der Geschichte«, sei es an der Zuversicht in die Kreativität des autopoietischen Gesellschaftssystems. Er will an den Zielen humaner Entwicklung festhalten, kann aber nicht mehr sagen, wie und wo gesellschaftlicher Fortschritt in Gang gesetzt werden könnte.

Für viele Politiker löst sich das Problem in Rhetorik auf. In Feiertagsreden wird gegen die reale Entwicklung und ideologische Tendenz postuliert, es käme darauf an, Alten, Kranken, Armen und Arbeitslosen die Sicherheit der Hilfe und Verantwortung durch Junge, Reiche, Arbeitende und Gesunde zu vermitteln. Besser noch sei es, gesellschaftlich gesicherte Solidarität zu erreichen, indem Alte und Kranke human versorgt und Armut und Arbeitslosigkeit überwunden werden. Das hat gegenwärtig etwas vom Pfeifen im Wald, und wie dieses wirkt es vielfach beruhigend. Aber mir scheint, daß dieser Trost immer weniger verfängt, es umgekehrt zunehmend als tröstend empfunden wird, wenn die Wahrheit gesagt wird: daß statt Sozialstaat das Fegefeuer der Modernisierung mit Heulen und Zähneknirschen auf der Tagesordnung stehe.

Beide Reaktionsformen bleiben innerhalb des bekannten Schemas der Integration, hier die Hoffnung auf Wärme, dort der Heroismus des Wanderns durch das Eis, beides wird als Reformprogramm verstanden. Es erlaubt dem Redner, sich als jemand zu sehen, der tut, was vernünftig ist. Wer nicht mehr an diese Rhetorik anschließen kann, ohne zugleich an den mangelnden Möglichkeiten für den Reformismus zu verzweifeln, und wem gleichzeitig vor dem Wandern im Eis gruselt, der wird leicht orientierungslos.

IV

Die Empfindung der Bedrohung durch die blindwütig voranstürmende Modernisierung ist alles andere als neu, sie begleitet uns durch die gesamte Epoche des Kapitalismus. Das provoziert die kritische Rückfrage, was auf eine neue Qualität der Verhältnisse verweist und was dagegen lediglich die altbekannte Mischung aus sozialromantischer Verklärung früherer Zustände, unbegriffener Gegenwart und horrifizierter Zukunft wiederholt. Auch wenn die eilfertige Apologie der neuesten Kommunikationstechnik töricht ist und das darauf reagierende Gegenargument vernünftiger, die zukünftige Bedeutung der Technik ist damit noch nicht begriffen. Als reaktionär erwies sich am Ende der Kampf der Verlagsarbeiter gegen den gigantischen Arbeits-

platzverlust, den die neuen Spinn- und Webmaschinen mit sich brachten. Es entstand danach andere, leichtere und besser bezahlte Arbeit. Krakauers hellsichtige Studie über die Angestellten von 1929, die durch den Einzug der neuen Bürotechnologien in ihrer Existenz bedroht waren, ließe sich mit dem gleichen Aufklärungsgehalt weitgehend auf die Folgen der jüngsten technologischen Revolution in den Büros beziehen, man müßte lediglich das Vokabular erneuern. Warum also sollte ausgeschlossen sein, daß die Fixierung auf die negativen Folgen der gegenwärtigen Rationalisierungswellen kurzschlüssig und unaufgeklärt ist? Auch die stereotype Art, mit der jede neue Etappe ökonomisch und politisch gewollter Individuierung durch die Klage kommentiert wird, durch sie würden sich die bis dahin als intakt behaupteten sozial-integrativen Gemeinschaften und Milieus auflösen, provoziert Skepsis. Daß immer wieder das gleiche Deutungsschema genutzt wird, verweist vielleicht eher auf ein Problem der Diagnostiker als auf eine aktuelle Krise. Die erste Fahrt mit der Eisenbahn beunruhigte manche Zeitgenossen in höchstem Maße: Entstehe hier im Gegensatz zur Kutschenfahrt nicht eine solche Beschleunigung der Lebensweise und Wahrnehmung, daß mit ihr der Organismus schier überfordert werden müßte? Virilio hätte seine Thesen bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickeln können. Kierkegaard polemisierte gegen die Tagespresse als Totengräber einer substantiellen öffentlichen Kommunikation, heute würde er mit dem gleichen Argument gegen das Internet mobil machen.

In der alten wie der erneuerten Kulturkritik und Angst vor der Modernisierung steckt ein Moment der Wahrheit. Der Fortschritt war und ist blind und er begrub und begräbt weiter unter sich, was er hätte mitleisten müssen: etwa die Sicherung von demokratischer Öffentlichkeit statt der warenförmigen Zurichtung von Information. Die Rationalisierung der Arbeitsvorgänge, wie sie die Computer ermöglichen, steht in der gleichen Tradition der industriellen Revolution: Dank der Maschinen befreit sie die Menschen von harter monotoner Arbeit. Aber zugleich steht alles andere als das »Reich der Freiheit« auf der Tagesordnung, sowohl für die freigesetzten Arbeiter als auch die Modernisierungsgewinnler. Dialektisch bleibt die Rationalität des Prozesses an seine irrationalen Grundlagen, die kapitalistische Entwicklungs- und Verwertungslogik, gebunden. Ob also das Wirken der gesellschaftlichen Unvernunft eine sich beschleunigende Dynamik zum Schlechten aufweist oder bloß in neuer Form sich fortsetzt, ob wir heute allein stärker wahrnehmen, was wir zu anderen Zeiten eher verharmlost haben, läßt sich nicht sicher sagen. In dem Augenblick, in dem es unabhängig von dieser Frage darum gehen soll, die Entwicklung human zu steuern, und es keinen vernünftigen Grund dafür gibt, vom fortschreitenden naturwüchsigen Prozeß eine positive Entwicklung zu erwarten, ist der klare Kopf des Analytikers und die Evidenz eines objektiv gegebenen Potentials zum Besseren vorauszusetzen. Beides scheint mir gegenwärtig nicht gegeben zu sein. Die Spiegelung des gesuchten Potentials erfolgt allein negativ: in den hahnebüchenen Deutungen der Verantwortlichen und der eklatanten Mißachtung der Logik in den Zweck-Mittel-Beziehungen der gegenwärtigen Politik. Das läßt nichts Gutes erwarten.

Die Impassibilität des Blicks auf die Wirklichkeit, leidenschaftliche Sachlichkeit, und die Parteinahme für die Herstellung vernünftiger Verhältnisse werden in dem Maße erschwert, wie sich das Objektive der Unvernunft und das Subjektive ihrer

Abwehr immer stärker verkoppeln, affirmativ wie in hilflosem Protest. Die Unvernunft zu analysieren bedeutet für viele heute, sich wütend gegen sie zu wehren. Insbesondere an den auf Zeitdiagnose ausgerichteten Schriftstellern war das in der jüngsten Zeit zu beobachten. Botho Strauß, der aktuelle Meister einer ästhetisierenden Abwehr eigener Übermächtigung durch die zur Empörung anstiftenden Verhältnisse, zeigt das mit seinen Eingriffen: Um Distanz zu schaffen, steigert er sich in tragische Übertreibungen hinein. H. M. Enzensberger versucht seine blitzgescheite Wendigkeit zur Erklärung der Tatsachen zu nutzen, so als ob er sagen wolle, *er* gehe ihnen nicht auf den Leim. Sein unorthodoxes Verfechten des Gegenteils von dem, was man sich im kritischen Milieu zur Erklärung des Unheils zurechtgedacht hat (gegen die Verschwörung durch die Medien die These vom Nullmedium, gegen das Beklagen des Bildungsnotstandes das Lob des jugendlichen Wissensdurstes usw.), befreit vielleicht zum Neudurchdenken, aber es stellt es noch nicht dar. Jüngst wurde es aber auch ihm zuviel. Mit 70 Jahren darf man konservativ werden und aus dem »Leben eines musikalischen Opfers« (Kursbuch 129) berichten, als Opfer alles-durchdringender Berieselung.

Die Aufklärung darüber, wie irrational über Entwicklungen in der Gesellschaft geurteilt wird, sagt am Ende noch nichts darüber aus, was es mit der Entwicklung selbst auf sich hat. Aber nicht mit diesem Problem sind die Diagnostiker beschäftigt, sondern ungleich bequemer mit der hermetischen Innenwelt der Stilkritik. In diesem Sinne wird aus dem Kritiker tatsächlich ein autopoietisches System.

Der Verlauf der Entwicklung lag und liegt im dunkeln, trotz aller Erfolge der Aufklärung. Anders als in der Zeit des reformatorischen Aufbruchs der Republik beunruhigt das gegenwärtig viele Menschen. Sie reagieren in dem Maße verunsichert, wie sie mit keiner positiven Zukunftsvorstellung auf die gegenwärtige Entwicklung reagieren können. Frühere Kritiker der Gesellschaft wie Heinrich Böll hatten es besser. Er ergriff stur Partei für die Marginalisierten, als in der Republik noch etwas reformistisch etwa im Sinne des Ausbaus des Sozialstaates zu gewinnen war, oder gegen den Rüstungswahn, als die blanke Negation der Vernichtungsmöglichkeiten bereits als vernünftig erschien. Es gab ein Wirtschaftswachstum mit der selbstverständlich scheinenden politischen Option auf einen Verteilungskampf, in dem mehr am größer werdenen Kuchen abzubekommen war. Gegenwärtig fühlen viele, wie sie auf den Kampf um das trockene Brot vorbereitet werden.

Adornos beißende Kritik am Kulturbetrieb, vorgetragen im Radio und fern jeder Massenwirksamkeit, war hoffnungslos und zugleich voller verzweifelter Erwartung: Nach Auschwitz mußte es besser werden. Die Republik war nicht nur restaurativ, sondern vielleicht doch auf dem Wege einer wie stark auch immer durch die Wirtschaftsinteressen deformierten Demokratisierung der Lebensverhältnisse. Das waren unbedingte und mögliche Maßstäbe für gesellschaftlichen Fortschritt. Heute weiß niemand zu sagen, wie wenigstens der erreichte Stand bewahrt bleiben könnte.

Wenn man heutige »Kämpfe um Anerkennung« beobachtet, die Hoffnung aufrichten sollen gegen das Abgleiten in Resignation, drängt sich Verwunderung auf. In den Städten bieten Obdachlose ihre Zeitung an. Die Verkäufer behalten vom Kaufpreis eine Mark. Damit wird suggeriert, sie könnten so ihre Lage verändern. Die traditionellen Kämpfe, etwa die Machtdemonstrationen von Gewerkschaften, sind zum

Geplänkel, ihre Sprecher zu Fossilien verkommen. Man nimmt teil an rituellen Handlungen, dem 1. Mai, der aufrechterhalten wird wohl vor allem, weil es einige Funktionäre gibt, die es in die Öffentlichkeit drängt, und weil man nicht weiß, was man statt dessen tun sollte. Wer sieht in den Gewerkschaften noch eine gesellschaftliche Kraft, die wenigstens ihre ureigene Aufgabe der Vertretung von Arbeitnehmerinteressen einigermaßen ordentlich bewältigte? Hilflos sind sie ja sogar, wenn es darum geht, die Privilegien ihrer Mitglieder gegen die draußen bleibenden Arbeitslosen zu wahren. Kann man sich wundern, wenn die Funktionäre, die »alten Kämpfen«, zusätzlich zur Deformation, die der Kampf um den Apparat ihnen zufügt, auch Spuren geistiger Verzweiflung zeigen?

Just von denjenigen, die für die beunruhigende wirtschaftliche Entwicklung verantwortlich sind, die sich wie Krupps Nummer 1 mit feindlichen Übernahmen abmühen, sich wie der Mercedes-Chef zum Rambo stählen und wie der Führer von VW Kriege gegen die Konkurrenz erklären, werden rettende Visionen erwartet. Nicht also der rationale Plan, sondern die große Eingebung soll dem Chaos der Ökonomie ein Ende bereiten. Mit Visionen und Kriegen soll die Irrationalität unserer Wirtschaftsweise psychologisch bewältigt werden. Diesen beunruhigenden Vorgang hat noch keine der vielen Moden der Betriebswirtschaftslehre thematisiert. Fraglich ist, ob das Fach überhaupt dazu taugte. Jedenfalls drängt sich der Eindruck auf, daß die »großen Nummern« vor allem damit beschäftigt sind, ihre Auftraggeber, die Führer der Unternehmen, mit neuen Visionen und Kriegsstrategien zu bedienen. Das gelingt solange und in dem Maße, wie die Professoren die Ohnmachtsgefühle der Manager in funktionales Verhalten zu überführen erlauben.

V

Freud verdanken wir die Einsicht, wie das Ich das für die Person unerträglich Belastende abwehrt: durch Verdrängung, Verschiebung, Identifikation mit dem Angreifer, Rationalisierung etc. Auch wenn es ihm und nach ihm seiner Tochter nicht überzeugend gelungen ist, die Typologie der Abwehrmechanismen in die Topik des psychischen Apparats und die Theorie der neurotischen Störungen zu integrieren, mit seiner Darstellung der Leistungen empirischer Subjektivität in einer Welt, die tendenziell allen bürgerliche Autonomie abverlangt und sie gleichzeitig sabotiert, hat Freud im guten psychologischen Sinn demonstriert, wie wenig wir Herr im eigenen Haus sind. Das Ich, Statthalter der bürgerlichen Autonomie im psychischen Apparat, ist vor allem dazu in der Lage, sich vor den Eindrücken einer überwältigenden Umwelt und der eigenen Ohnmacht zu schützen, klug zu erscheinen, auch wenn es sich von ihr dumm machen läßt. Der bürgerliche Held steht, ob im privaten Alltag oder im Rampenlicht gesellschaftlicher Verantwortung, vor der Aufgabe, Sittlichkeit zu verwirklichen, die Webersche »rationale Lebensführung« zu zeigen und mit beidem am sozialen Fortschritt zu arbeiten. In der Verfolgung dieser Ziele soll sich gleichsam auswendig das Ich zeigen. In dem Maße aber, in dem sich die Schere zwischen Aufgabe und realer Leistung immer weiter öffnet, in dem die zu leistende Aufgabe mit dem Versagen und der Fesselung an die Verhältnisse wächst, steigt auch der Druck auf das Ich. Und es muß dann wohl so reagieren, wie Freud es beschrieben hat: mit Abwehr. Wenn aber das Subjekt nur durch sie seine Funktionsfähigkeit erhalten kann, muß es

das Abgewehrte als das Irrationale in sich aufnehmen. Genau das läßt sich an so manchen der angedeuteten Reaktionsformen der Wirtschaftsführer studieren. Wenn der Chef von Volkswagen Präventivkriege gegen die Konkurrenz führt, dann identifiziert er sich mit dem Angreifer. Er treibt damit zugleich das Irrationale der Wirtschaftsweise auf die Spitze und kann sich als rationaler Lenker (Kriegsführer) seines Unternehmens darstellen. Er wehrt die Irrationalität ab und bedient sie gleichzeitig. Das scheint überraschend lange gutzugehen.

So ließe sich behaupten, daß Freuds Vorstellung vom Ich heute weiterhin seine Gültigkeit behalten hat. Es häufen sich aber die Fälle, in denen die Abwehr nicht mehr so gut funktioniert. Die Widersprüche in der Realität werden so extrem, daß es ungleich schwerer fällt, ihnen mit Verdrängung, Verschiebung, Rationalisierung etc. beizukommen: Das ungute Gefühl, daß man im Innersten heillos betroffen und erfaßt sein könnte von der Unvernunft, von der man sich umstellt sieht, gleichsam von ihr angesteckt sei, läßt sich nicht mehr so leicht wegarbeiten. Wie soll man sich gegen die massiv erlittene Erfahrung eigener Ohnmacht als vernünftig Handelnder erfahren? Freilich wird das für die Subjekte Bedrohliche der Unvernunft verstärkt in der sozialen Umwelt wahrgenommen. An immer mehr Menschen erkennt man Symptome der geistigen Verzweiflung. Ihr Reden und Handeln veranlaßt zunehmend Kopfschütteln, sie erscheinen als dekomponiert.

Das Vokabular zur Deutung des Verhaltens solcher Menschen wechselt wie von selbst ins klinische Fach: Sie seien nicht mehr bei Verstand, indem sie infantilisieren, paranoid reagieren, Napoleon spielen usf. Manche von ihnen werden völlig unberechenbar (um sich zu verstecken?), reduzieren die Komplexität ihrer Aufgabe auf eine fixe Idee, werden erst wieder lebendig, wenn sie von ihrem Segelboot berichten können usf. Darunter sind Menschen, die vor einigen Jahren in ihrem Verhalten noch als rational erlebt wurden. Nun aber agieren sie fahrig, widersprüchlich, komisch und zuweilen eben auch verrückt. Irgend etwas scheint mit ihnen passiert zu sein, sie haben sich verändert. Zunächst fragt der Beobachter vielleicht: Hat die lange Zeit, die einer schon allein lebt, ihn schrullig werden lassen? Hat die Krankheit einen anderen so sehr verändert? Wird er bloß zunehmend so wie seine Eltern, die er deswegen haßte? Das können psychologisch zutreffende Hinweise sein, aber sie erklären nicht, warum die Beobachteten so massiv sich veränderten. Solche Verhaltensänderungen der Person in ihrem Lebenslauf haben im Kern mit gesellschaftlicher Erfahrung, vor allem der Erfahrung eigener Ohnmacht zu tun.

Was wir bei anderen sehen mögen, wollen wir bei uns nicht sehen und uns statt dessen als die einzigen erleben, die noch »ein sachliches Interesse« verfolgen. Mit beidem, dem Verhalten der Beobachteten und dem der Beobachter wird aber klar, daß die Überforderung durch die Verhältnisse zu Reaktionsmustern führt, die sich als Symptome für Dekomponiertheit deuten lassen. Der Versuch, sich von der Unvernunft der anderen zu distanzieren, indem man sie als irre bezeichnet, schützt uns nicht davor, ggf. selbst irre zu reagieren, etwa durch maßlose Kritik und wüste Beschimpfung.

Die Stabilisierung der eigenen Befindlichkeit in einem bedrohlichen Umfeld erfolgt im Alltag nicht zuletzt durch die Projektion und die Verschiebung des Bedrohlichen auf das soziale Gegenüber, so wie es Freud beschrieben hat. Dieses Prinzip

dürfte auch für die Symptome der Dekomposition gelten: Manchen alt gewordenen Eheleuten hilft der Besuch bei befreundeten Ehepaaren. Auf der Rückfahrt können die Eheleute sich versichern: Gott sei Dank, daß wir nicht so geworden sind wie die anderen! Lehrer besuchen Fortbildungsveranstaltungen auch, weil die Horrorberichte der Kollegen aus anderen Schulen ihnen den Eindruck vermitteln, sie selbst schafften ihre Aufgabe viel besser.

Nach meiner Beobachtung haben die Anlässe für eine solche Abwehr deutlich zugenommen. Das Bedürfnis nach relativierendem Trost greift entsprechend in verschärfter Form um sich. Der Aufwand, den wir betreiben müssen, damit die Abwehr gelingt, steigt. Er führt etwa dazu, daß immer mehr Menschen Schutz suchen bei neuen Lehren, die gelingendes Leben im falschen Ganzen versprechen. Sie ertragen das Leben und die Widersprüche nur noch, wenn sie Deutungsschemata und Handlungsformen übernehmen, die gereinigt sind vom Belastenden. Auf die Beobachter wirken sie dann entsprechend entrückt und damit eben auch verrückt.

Die Orientierung auf das Realitätsprinzip, welches die Abwehrmechanismen leisten, findet dort ihre Grenzen, wo Verdrängung oder Projektion sich gleichsam als ein zu schwaches Medikament erweisen. Der Dekomponierte steht bereits jenseits der normalen Abwehr. Bei ihm geht es nicht bloß darum, die eigene Befindlichkeit zu schönen, indem man gleichsam am Elend anderer wächst, nicht allein darum, die eigene Situation erträglicher zu machen, indem man das eigene Problem am Gegenüber wahrnimmt. Gegen die Erfahrung des Falschen, von der alle betroffen sind und die sie zum Thema der Kommunikation machen, hilft Abwehr nur solange, wie sie dosiert in der Beobachterperspektive erfolgt. Läßt sich die Verstricktheit in das Falsche nicht mehr durch Projektion oder Verdrängung psychologisch abwehren, schlägt Abwehr um in das Ausagieren des Abgewehrten. Hierfür gibt eine aktive und eine reaktive Form. In der aktiven Form folgt der Mensch konsequent seinen z.B. paranoiden Deutungen oder aber er schlägt unberechenbar wild um sich, tarnt sich gleichsam mit irrationalem Verhalten. In der passiven Form zeigt sich der Verschleiß normaler Abwehr nicht zuletzt durch die Sprache, mit der etwas objektiv Irrationales psychologisierend als Form des Irreseins auf die Personen bezogen wird. Egal ob damit ein Angepaßter oder ein Dekomponierter charakterisiert werden soll, indem dieser als verrückt, meschugge, psychotisch, zwanghaft, paranoid usw. etikettiert wird, wird nicht nur in bereits zwanghafter Form das Bedrohliche seines Verhaltens thematisiert. Zugleich kann damit eine zunehmend wahnhafte Wirklichkeit als eigener Orientierungsraum konstruiert werden. In diesem aber gedeiht aus gesteigerter Sensibilität und Angst vor Ansteckung ein klaustrophobisches Verhalten, Vernunft und Irrationalität, Objektives und Subjektives werden am Ende ununterscheidbar.

Die Energie für diese Form der Integration des Ich-Fremden und zugleich zur Person Gehörenden ist beträchtlich. Der Dekomponierte bleibt fixiert auf das, was ihn bedrängt. Abwehr gelingt also nicht. Wer hingegen mit den Abwehrmechanismen des Ichs auf das Ich-Fremde reagiert, kann ganz gesellschaftstüchtig seine Pflichten erfüllen. Der Dekomponierte scheitert daran, sich auch psychologisch mit dem zu arrangieren, was ihn bedrängt.

VI

Menschen fanden ihren Ort in der modernen bürgerlichen Gesellschaft der vereinzelt Individuen, sofern sie diese mit ihrer erwarteten Zukunft positiv in Verbindung bringen konnten. Das äußerte sich privat und öffentlich, durch die Erwartung materiellen Wohlergehens und durch das politisch verstandene Engagement in der Öffentlichkeit und im Beruf. Die so motivierte Identifikation mit der Gesellschaft galt sogar für die Kritiker der Herrschaftsstrukturen, solange sie glauben konnten, an der Verbesserung der Verhältnisse zu arbeiten. Dafür waren die Zeiten zuweilen günstig, zuweilen aber auch aussichtslos.

Der durch Reformen herbeizuführende Fortschritt wurde im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft immer auch auf die Annäherung an die Verwirklichung der Menschenrechte bezogen. Nachdem sich der dritte Stand zur Gesellschaft erklärt hatte, gelang es den Bürgern, die politische und die ökonomische Macht zu erringen. Zugleich nagte der Ausschluß der Mehrheit von ökonomischer und politischer Macht an der Legitimation der neu sich formierenden Herrschaftsordnung. Ideologiekritik an ihr zu üben bedeutete auch, die postulierte Natürlichkeit des Privilegiensystems als Ausdruck des materiellen Partikularinteresses zu entschleiern und dessen ungehemmte Reproduktion durch Reform, also pragmatischen Fortschritt zu bekämpfen. Anders als der revolutionäre Impuls, die ökonomischen Verhältnisse, Ursachen des Privilegiensystems, umzustürzen, spekulierte die Reform darauf, auf der Basis der strukturellen Scheidung der ökonomischen von der politischen Sphäre in dieser die Bürgerrechte zu verallgemeinern.

Das sei an der Politik der Chancenegalisierung mit Hilfe des Bildungssystems illustriert. Die Reformer des Systems waren oft gezwungen, bürgerlicher aufzutreten als diejenigen, denen sie die Privilegien zu entreißen suchten. Sie forderten die Freisetzung des einzelnen zu sich selbst, Eigenverantwortung, und hofften damit nicht zuletzt auf die Entfaltung gebildeter Individualität. Sie sahen in allen Menschen das Potential zu solcher Bildung, wenn man ihnen nur die Möglichkeit ihrer Entwicklung böte. Den Heranwachsenden sollte dabei nichts geschenkt werden, sie sollten sich in der freien Konkurrenz bewähren. Der künstliche Ausschluß vieler von solchen Möglichkeiten war so evident, daß daraus allein schon eine starke politische Begründung für die visierte Veränderung abgeleitet werden konnte. Die geschichtliche Entwicklung gab den Reformern wiederholt recht. Aber die Perioden, während derer die Menschen glaubten, die Bedingungen seien gut für die Verwirklichung ihrer Vorstellungen von der Entwicklung der Bildungsinstitutionen, sind wohl immer nur von kurzer Dauer gewesen.

Gerade Reformen im Bildungsbereich sind anfällig für große Enttäuschungen. In ihnen wird gegen die Erfahrung vom allein pragmatisch zu erzielenden Fortschritt so getan, als ginge es ums Ganze, die Verwirklichung der Pädagogik. Die jüngste Reformbewegung war noch gar nicht richtig in Gang gekommen, da wurde bereits ihr Scheitern beklagt. Danach interessierte nicht mehr so recht, wie sie sich real fortsetzte, nämlich vor allem mit ihrer Langzeitwirkung: der Veränderung der Bildungsbeteiligung. Andreas Flitner kommentierte diese Merkwürdigkeit als »mißratenen Fortschritt«. Wie gut diese Formel die Sache traf, wird erst heute klar, nachdem es längst nicht mehr – wie Flitner kritisierte – um die unterlassene Durchsetzung der

guten Schule geht, sondern darum, ob sie überhaupt zu ihrer weiland von ihm beklagten Ausstattung zurückfinden könne. Die drohende Verwahrlosung etwa der Hochschulen durch ihre fortschreitende finanzielle Austrocknung und ihren Funktionsverlust gegenüber den Abnehmern qualifizierter Arbeitskraft schafft eine Situation, in der es nicht mehr leicht fällt, auf bessere Zeiten zu hoffen und sich mit dem Auf und Ab des Stellenwerts der Bildung in der Gesellschaft zu beruhigen. Wer unter diesen Voraussetzungen sich in der Pflicht zur Verbesserung der Situation sieht, den kann sie leicht in die Resignation und die hier zu beschreibende Dekomposition treiben.

Nicht wenige der heute in Schule und Hochschule tätigen Pädagogen haben ihre wissenschaftliche Sozialisation während der Phase der Bildungsreform erlebt und dabei auch ihre Vorstellung von der Pädagogik im Sinne von normativen Überzeugungen ausgebildet. Vieles von dem, was damals gelesen wurde, haben Pädagogen nicht nur in ihr kognitives Repertoire übernommen, sondern es unterfütterte auch ihre Wertentscheidungen: »Begabung und Lernen« bildete für eine ganze Generation von Pädagogen einen Grundpfeiler ihres pädagogischen Ethos: die Verantwortung des Pädagogen, Schüler oder Studenten auch gegen deren manifeste Unfähigkeit, Desinteresse oder fehlendes Engagement zu »begaben«. Die damals sich ausbreitende Einsicht in die Reproduktionsfunktion der Schule für die Klassengesellschaft wurde nicht affirmativ als Determination der Verhältnisse angeeignet, sondern als Verpflichtung zum Widerstand gegen die Reproduktion. Viele folgerten daraus in kleiner Münze den Einsatz für ein Bildungswesen, das Chancengleichheit sichern oder zumindest eklatante Ungleichheiten minimieren sollte. Die Parolen lauteten: Fördern statt auslesen! Integration statt Ausgrenzung! Die vielfach gesellschaftlich Benachteiligten sollten eine besondere Förderung erhalten, ihnen sollte Zeit gegeben werden zu zeigen, was in ihnen steckt.

Wenn sie dann immer noch nicht zeigten, was sie können sollten, schaffte etwa der Hinweis auf den Mittelschichtsbias des Curriculums Erleichterung für das unter den Druck der Enttäuschung geratene Normenbewußtsein. Manche Vertreter der neuen Gesamtschule sahen in der Meßlatte gymnasialer Bildung vor allem den repressiven Ausdruck der dominanten Kultur, weswegen es geraten schien, gerade die andere, etwa die praktische Begabung zu fördern. Gegen die schlechte Gesamtschule half allein die bessere, gegen die überfüllte Hochschule deren bessere Ausstattung, und der Kampf dafür schien nicht aussichtslos.

Auf diese Weise ließ sich lange Zeit das Auseinanderklaffen von Norm und Realität ertragen. Die widerspenstige Realität bekräftigte eher die Norm, als daß sie sie zu erschüttern vermocht hätte. Die Mitte der 70er Jahre wieder aufblühende Reaktion verbaute vielen Reformern die Revision ihrer Überzeugungen: So wie Lübke und Co. wollte man nun auf keinen Fall argumentieren! Damit ließ sich freilich der Widerspruch nur vorläufig stillstellen, zugleich unterlag dessen Thematisierung überall einem Tabu, weil es hieß, das würde dem Gegner Munition liefern. Das funktionierte in den Zirkeln unterschiedlich gut, mit mehr oder weniger viel Verdrängung des Bedrängenden, solange dieses nicht überhand nahm.

In einer Zeit, in der die Bedingungen von Schule und Hochschule noch nicht so waren, daß ein ernsthafter Test auf die Realisierbarkeit der Norm stattfand, konnte das Unterbieten der Norm der schlechten und verbesserungsbedürftigen wie -fähigen

Wirklichkeit zugeschrieben werden. In dem Maße aber, in dem die Bedingungen für die Überwindung der schlechten Praxis immer ferner rückten, wurde die Möglichkeit, die Überzeugungen gegen die Wirklichkeit aufrechtzuerhalten, auch psychisch immer prekärer. Ablesen läßt sich das etwa an der schieren Verzweiflung, mit der heute noch Gesamtschule als das bessere System verteidigt wird. Welche Existenz kann die Überzeugung des an sich Richtigen führen, wenn sie täglich deutlicher als illusionär erlebt wird? Wie kann man den Betrieb ertragen, wenn dieser so miserabel ausgestattet ist, daß jede Tröstung, es ginge doch irgendwie und würde besser, sich fast von selbst verbietet?

Wenn die Verhältnisse sich nicht gestalten oder zumindest deuten lassen, wie es den eigenen Normüberzeugungen entspricht, kann man diese jenen anpassen. Das dürfte in dem Maße leicht fallen, in dem die normativen Überzeugungen nicht wirklich im soziomoralischen und kognitiven Inventar der Person so integriert waren, daß sie identitätsbildend wurden. Die alte Überzeugung, in den Strudel einer Krise der Lebensmitte zu geraten, kann dann durch Lernen widerlegt werden und einer neuen, angemesseneren weichen. Man muß dann nicht sofort das Gegenteil von dem behaupten, was man vordem für gültig erachtete, sondern kann lediglich versuchen, die Bedingungen schärfer zu fassen: Der Student ist zu begaben, aber vorher muß er seinen inneren Schweinehund überwinden. Auch hilft die leidenschaftslosere Beschreibung der Realität: Egal ob es an der mangelnden Begabung liegt oder am Fernsehkonsum der Kinder, sie lernen jedenfalls nicht, was sie lernen sollen und zeigen ein Verhalten, das nicht hingenommen werden kann. Solche Reden sind freilich nur zur Seite der Erklärung der Fakten bequem, in der Praxis entlasten sie nur partiell. Was aus einer solchen Beschreibung folgt, bleibt unklar: Sind die Schüler noch zu fördern oder sind sie nun auszulesen?

VII

Ein Hochschullehrer erzählt: »Am frühen Nachmittag, wenn die meisten Studierenden bereits wieder bei Muttern zum späten Mittagessen sind, entstand kürzlich ein überraschender Massenauflauf für die Veranstaltung »Recht und Pädagogik«. Nachdem ich in das Thema eingeführt und dabei u.a. an Beispielen aus der Schule die Überformung pädagogischer Erwägungen durch rechtlich bestimmte demonstriert hatte, fragte ich die Studierenden, warum sie dieses Seminar gewählt hätten. Man verstand mich richtig: Ich wollte etwas über das inhaltliche Interesse erfahren. Erst nach langem Schweigen teilte ein Student gleichsam im Namen der schweigenden Mehrheit mit: »Sie haben Ihre Veranstaltung für die Bereiche A-D entsprechend der Studienordnung angekündigt. Mit Ausnahme von E kann man sie also für alle Belegverpflichtungen nutzen. Das ist hier ein Joker, deswegen sind wir hier.«

Eine Woche später wurde diese Auskunft durch die Weigerung der Studenten bestätigt, sich zu mehr zu verpflichten als die Veranstaltung zu belegen, nämlich eine der 13 Sitzungen vorzubereiten. Von 120 Studenten waren zunächst nur vier bereit, etwas zum Gelingen der Veranstaltung durch die Bearbeitung eines Themas beizutragen. Einzelne Studierende empörten sich darüber, in einen Raum für 50 Studierende gepfercht zu sein. Das Angebot, sofort in einen größeren Raum zu wechseln, wurde von der Mehrheit abgelehnt: Ein Wechsel sei nur dann sinnvoll, wenn es nicht zu der

üblichen Schrumpfsquote käme. Nach dieser sei man spätestens in drei Wochen ein arbeitsfähiges Seminar von 30 Studenten.

Einmal besucht gilt für die Studenten oft als durchgängig belegt. So kann es kommen, daß Studenten, die mir ihre Studienbücher vorlegen, mich damit überraschen, daß sie fast alle meine Veranstaltungen belegt haben. Auf diese Weise haben sie ordentlich im Bereich A studiert, auch wenn ich sie nie gesehen habe. Bis zur Zwischenprüfung müssen die angehenden Lehrer – so sieht es die Studienordnung für das Unterrichtsfach Pädagogik vor – lediglich drei Scheine erworben haben. Durch Gruppenreferate läßt sich das vergleichsweise leicht bewerkstelligen. Konsequentermaßen interpretieren die Studenten die Mindestauflage als das Maximum ihres Arbeitspensums. Auch daher rührt die Weigerung, eine Sitzung zur Gestaltung des Seminars zu übernehmen. Aktive Mitarbeit kommt nur in Betracht, wenn man einen Schein machen will, hat man das nicht vor, so läßt man den anderen den Vortritt. Ich höre immer wieder, daß Studierende allein am Seminarthema interessiert sind, nicht aber an einem Schein. Sie wollen mitdiskutieren, für einen Diskussionsinput fühlen sie sich nicht zuständig.«

Während der Studienberatung argumentiert der Hochschullehrer mit Rückgriff auf das Humboldtsche Bildungsideal. Er malt die Hingabe an die Wissenschaft als Chance der Bildung aus. Hingabe bedeute aber auch aktive Mitarbeit über die Diskussionsbereitschaft hinaus. Er erklärt, daß die Studienordnung als Korsett nützlich sei für die Studenten, die nicht in der Lage seien, für ihre Studien eine eigene Fragestellung zu entwickeln. Wer wirklich studiere und dafür Seminare besuche, habe nach kurzer Zeit bereits alle Pflichten hinter sich gebracht und könne sich den eigenen Interessen am Fach zuwenden. Auch in Veranstaltungen, in denen schnell deutlich wird, daß die Studierenden das für die gehaltvolle Diskussion eines Themas erforderliche Vorwissen nicht mitbringen, verhält er sich kontrafaktisch: Er bemüht sich darum, die Studierenden so zu behandeln, als wären sie zu einem wissenschaftlichen Gespräch in der Lage.

Aber die trotzig auf die Bildungsaufgabe fixierte Position läßt sich ohne Heroismus nur solange durchhalten, wie sie einen ausreichend großen Resonanzboden bei den Studierenden findet. Wenn die postulierte Hingabe an die Sache schon nach wenigen Sitzungen sich in nichts auflöst, die Mehrheit der Studenten vielleicht auch wegen ihrer Distanz zum geäußerten Anspruch fernbleibt, wenn viele verschwinden, ohne wenigstens die übernommenen Seminarsitzungen abzusagen, wenn viele nur kommen, solange sie unbedingt müssen und sofort wegbleiben, wenn es nicht auffällt, dann wirkt die dagegen gehaltene Erinnerung an produktive Studienbedingungen in den Augen der Studierenden oft geradezu grotesk, weltfremd, schrullig, idealistisch. Und genau das wird dem Hochschullehrer zurückgespiegelt. Während viele Studierende sich clever darin zeigen, wie sie die Freiräume zur Maximierung ihres Nutzens einsetzen, fixiert der Professor diesen jenseits davon: im Niemandsland der Bildung.

VIII

Der Arbeitskontakt unter Kollegen des Hochschullehrers konzentriert sich schon geraume Zeit auf den gegenseitigen Bericht über die neuesten Erfindungen von Studenten, die Studienordnung strategisch so zu bewältigen, daß noch mehr bei noch weniger Engagement herauskommt. Einspruch kommt allein von denen, die Ver-

ständnis für das Verhalten aus der sozialen Lage vieler Studenten ableiten: Sie müssen arbeiten gehen, um das Studium zu finanzieren und können deswegen nicht so studieren, wie es nötig wäre. Selbstkritisch wird zugegeben, daß die beobachteten Anomalien bei den Studierenden auch mit der Art zu tun habe, wie viele Lehrende auftreten: einfallslos in ihren hochschuldidaktischen Arbeitsweisen, hilflos, wenn es darum gehe, Perspektiven aufzuweisen, schrullig im Auftreten, ohne geistige Inspiration. Man lese es manchen Kollegen bereits an ihrer Körpersprache ab, daß sie mit den Studierenden und ihrer Situation wenig anzufangen wüßten. Und wie sollten die Studierenden für eine wissenschaftliche Arbeit gewonnen werden, wenn sie entsprechende Formen nie (als Gewinn) erfahren hätten und für die abverlangte Mühe keine erkennbaren Berufsperspektiven bestünden? Schließlich, worin bestünde denn überhaupt noch das geistig erregende Potential des eigenen Faches? In diesen Reaktionen wird die durchgehaltene Balance von Anspruch und Wirklichkeit deutlich: als Solidarität gegenüber den sozial schwachen Studierenden oder als didaktische Bringepflicht.

Das Spiegelbild ist für die, die über die Studierenden klagen, schwer zu ertragen. Vieles, was auf diese Weise über Studierende ausgesagt wird, läßt sich schlicht nicht in die eigene Berufsrolle integrieren: Wie soll man für die eigenen Themen begeistern, wenn man ahnt, sie seien überflüssig, wirkungslos, im besten Fall Glasperlenspiele? Daß viele Studierende nicht wirklich studieren können, weil sie für ihr Studium arbeiten müssen, kann nur verändert werden durch großzügige Stipendien. Hochschullehrer sind in der Regel nicht in der Lage, ersatzweise die Subsistenz der Studenten zu sichern. Mit bei Karstadt arbeitenden Studenten kann man im Seminar nicht diskutieren! Muß man sie also zum Besuch der Seminare zwingen? Studierende, die im Seminar nicht mitbekommen, worum es geht, mag man besser zu motivieren und spontan zu belehren suchen, aber konsequenter wäre es, sie durch ein aufbauend geregeltes Studium mit Stoffen so zu konfrontieren, daß sie im 5. Semester endlich mitdiskutieren können. Das Studium wäre also stärker zu verschulen? Wenn Studierende unter dem Druck der auf sie einströmenden Ansprüche dort weniger tun, wo der Druck am geringsten ist, dann kann man das hinnehmen oder eben den Druck auf sie verstärken.

Genau in diese Richtung geht an pädagogischen Instituten gegenwärtig die Reformdiskussion. Aber wäre es nicht ein Rückfall hinter die eigenen Einsichten und Überzeugungen, wenn man die eigene Situation durch die Verschärfung der Studienbedingungen erträglicher zu gestalten sucht? Die Verführung dazu ist enorm. Ein Kollege aus der Nachbaruniversität berichtet, wie ungemein produktiv es sich ausgewirkt habe, endlich Klarheit geschaffen zu haben. In den Vorlesungen führe er eine strenge Form der Anwesenheitsprüfung durch. Die Studenten wüßten nicht, wann die Anwesenheitsliste herumgehe, das Ausfüllen werde unmittelbar geprüft, so daß der Freund die Freundin nicht gleich mit eintragen könne. Jede Veranstaltung müsse nun testiert werden, ansonsten gelte sie nicht mehr als belegt. Zur Prüfung würden die Studenten nur angenommen, wenn sie ihre Vorbereitung durch zusätzliche Leistungen in Seminaren dokumentiert hätten. Endlich regele die Studienordnung nun mit wenigen Wahlmöglichkeiten das Studium bis kurz vor dem Examen. Der nächste Schritt sei schon vorbereitet: Jeder Dozent solle sich verpflichten, durchschnittlich

eine bis zwei Noten härter zu zensieren, Arbeiten, die nur ausreichend seien, würden grundsätzlich zur Überarbeitung zurückgegeben. Der Erfolg schon der ersten Schritte sei phantastisch. Die engagierten Studenten seien dankbar für die Verschärfung, weil sie sich dadurch ernst genommen sähen und die faulen nun zur Mitarbeit gezwungen würden. Diese bedanken sich für die neue Verbindlichkeit, sie mache es ihnen leichter, sich zu orientieren. Der Kollege teilt verschmitzt mit, das Reformwerk werde von einem Mitarbeiter evaluiert, der Vergleichbares bei der Bundeswehr als Offizier von der Pike auf gelernt habe. Der Professor sucht sein Glück im Unglück, denkt um und wird vernünftig durch die Produktion von Kälte. Die Idealisierung falscher Praxis lautet: Unter den gegenwärtigen Bedingungen kann man eben zur Mündigkeit nur durch Zucht erziehen.

Wer wie der Kollege die Tugend der Zucht entdeckt hat und sich von der Notwendigkeit der neuen Pädagogik im Gegensatz zur vorher gepredigten überzeugt hat, kann den Wandel psychisch gut, eben als Lernerfolg verarbeiten. Den Verrat der »Ideale seiner Jugend« hat er nicht mit Dekomposition, sondern für ihn angenehmer mit einem Selbstbetrug bezahlt. Er wechselt einfach seine Kältestrategie.

Wer dagegen an seiner normativen Überzeugung offen festhält und sich praktisch dazu herausgefordert fühlt, den Zuchtmeister herauszukehren, um damit die Frustration und Kränkung abzuarbeiten, die aus der hilflosen Verfolgung der Überzeugung folgt, ohne die neue Rolle wirklich übernehmen zu können, der wird das, was Horkheimer und Adorno über den Professor in den Augen seiner Studenten schrieben: Er erscheint ihnen als lächerlich verrückt, als öde, lästig, enttäuschend. Wenn der Erfolg gegenüber Studierenden nicht mehr in der Vermittlung der Sache, sondern der wirren Attitüde des Protestes aufgeht, wenn die Studierenden den Papiertiger am Podium nur noch als Original goutieren, ist der Weg zu dessen Dekomposition nicht mehr weit. Die Sache diszipliniert ihn nicht mehr, er kann erzählen, was er will. Es ist unwichtig geworden, die Studenten werden es wohl eh nicht bewerten können. Zynisch wird die akademische Pflicht erfüllt, den Unmündigen erklärt, allein mit Propädeutika auf Folien seien sie noch zu erreichen. Entsprechend schreiben sie mit, was an die Tafel geworfen wurde. Auch so, mit dem »Vollzug der bloßen Existenz« (Horkheimer/Adorno) kann Dekomposition verarbeitet werden.

Die objektive Schwierigkeit, in der heutigen Universität ein Fach wie Erziehungswissenschaft zu studieren, resultiert nicht zuletzt aus den mangelhaften materiellen Voraussetzungen für das Studium und daraus, daß kein gesellschaftlicher Bedarf an wissenschaftlich qualifizierten Nachwuchskräften erkennbar wird. Der Widerstand dagegen konnte solange mit Klarheit erfolgen, wie die Überwindung der widrigen Realität vorzustellen war. Wenn das nicht mehr der Fall ist, können sich die Betroffenen leicht im Niemandsland irrationaler Reaktionsbildung wiederfinden: sie fliehen, schlagen wirr um sich, suchen Ersatzschauplätze für die unterbliebenen Kämpfe. »In seiner innersten Zelle stößt das Individuum auf die gleiche Macht, vor der es in sich selber flieht. Das macht seine Flucht zur hoffnungslosen Chimäre« (Adorno/Horkheimer).

ANMERKUNGEN

- 1 Das läßt sich etwa im Kontakt mit Ministerialbeamten studieren. Die Diskrepanz zwischen Aufgabe und Verhalten läßt sich nur schwer relativieren, etwa als Ausdruck individueller Folklore eines im Kern rationalen Handelns. Von Ministerialbeamten soll im Sinne ihres herkömmlichen Berufsverständnisses die Regelhaftigkeit der Bearbeitung von Vorgängen erwartet werden können, in der Realität muß man damit rechnen, daß die Vorgänge irgendwo verloren gehen, willkürlich ignoriert oder sinnwidrig bearbeitet werden. Die Akten werden nicht mehr regiert und dirigiert, die Beamten wissen häufig nicht so recht, was sie mit ihnen tun sollen. Das hängt nun wiederum mit dem Inhalt dieser Akten zusammen, die entsprechend dem neuen Verständnis vom Ministerialbeamten als Dienstleister und Innovator mit Managementmethoden im Amt zu bearbeiten sind. Diese neue Aufgabenstellung bricht sich an ihrer Kompetenz als Beamte wie an ihrem Habitus. Der folgt aus der kontrollierenden und bloß verwaltenden Rollendefinition und war bislang mit dem Selbstbewußtsein der Macht ausgestattet, die aus der Weisungsbefugnis und der Rechtsauslegungskompetenz erwächst: *L'Etat c'est moi!* Es entsteht ein Verhaltensgemisch, das von den Kunden des Dienstleisters, etwa denen, die Projekte durchführen wollen, mit Unverständnis allein als Unfähigkeit bewertet wird. Wer nichts bewegt, aber seine Vorgänge richtig dokumentiert, machte bislang nichts falsch! Aber unter den neuen Ansprüchen betrachtet, macht er eben alles falsch und man läßt ihn das spüren, zunächst mit Zuschreibungen.